

Über die Schulverweigerung der Marginalisierten I

Fallgeschichten über den täglichen Überlebenskampf
und unsere allfällige Hilflosigkeit

von Brigitte Pick

Die ständige Herabsetzung der Menschen aus der Unterschicht, ihre vermeintliche Dummheit und Bildungsverweigerung hat mich veranlasst, einige typische Geschichten von Schulschwänzern zusammenzutragen und die Frage zu stellen, ob der Entzug der finanziellen Mittel, wie dem Kindergeld, irgendeinem dieser Kinder oder Eltern weiter geholfen hätte. Die Beantwortung dieser Frage überlasse ich dem geneigten Leser.

Als ich 1983 Schulleiterin wurde, fiel mir an Hand der Klassenbücher auf, dass Schulschwänzerei oft toleriert wurde nach dem Motto, ein fehlender Schüler ist einer weniger, der stört und macht keine Arbeit. Als ich das Problem auf meiner ersten Hauptschulleitersitzung im Sommer 1983 als brisant vorstellte und diskutiert wissen wollte, erntete ich nur böse Blicke. Etwa 15 Jahre später wurde es zu *dem* Thema, aber man blieb hilflos. Es entstanden Projekte für Schuldistanzierte, wieder eine neue Aussonderung, der Ruf nach rigiden Vorgehensweisen wurde laut, die nicht nur Sarrazin einfordert. Sie ertönen republikweit und von allen Parteien.

Er hat einen ganzen Maßnahmenkatalog in seinem Buch beschrieben, der alles ändern soll:

Sarrazins Schlachtplan für die Bildungsfernen ¹

Mehr Sachleistungen für die Kinder, weniger Geldleistungen für die Eltern generell. Das staatliche Angebot für die Kinder muss umfassend sein und früh beginnen:

1. Hausbesuche und Betreuung nach der Geburt eines Kindes
2. Empfohlener Krippenbesuch
3. Zwingender Kitabesuch ab 3, spätestens ab 4 Jahren
4. Schulen müssen Ganztagschulen sein mit Hausaufgabenbetreuung
5. Freizeit- und Sportangebot ohne Fernsehen und Computerspielen
6. Schuluniformen sind obligatorisch
7. Schule muss in den ersten Jahren die Kernkompetenzen im Lesen, Schreiben, Rechnen vermitteln (bis Ende es 2. Schuljahres). Ende der 4. Klasse muss jeder die Grundrechenarten und Rechtschreibung beherrschen.
8. Wer das nicht schafft, wird gefördert und mehr an das Praktische Tun herangeführt.
9. Bildungsferne sollen nur noch den Feierabend und die Wochenenden zu Hause verbringen. Die Oberschicht kann sich anders beschäftigen und Flatrate-Saufen²(B.P.)
10. Die Sekundärtugenden gehören in den Vordergrund: Pünktlichkeit, Fleiß, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit.

¹ Thilo Sarrazin: Deutschland schafft sich ab, DVA 2010, S. 230-233

² In Berlin starb 2009 ein Gymnasiast beim Flatrate Saufen, der ein Gymnasium im feinen Berlin-Wannsee besuchte.

Schulschwänzen wird sofort pekuniär bestraft und Geldbußen werden von den Transferleistungen abgezogen.

Die Lehrer und die „Unbeschulbaren“

Nun führen die Lehrer Statistiken über unentschuldigte Fehlzeiten, folgenlos. Früher führte die Polizei regelmäßig Schüler der Schule zu. Die kamen vorne rein, um hinten wieder raus zu gehen. Deshalb schaffte man die Zuführung als wenig zielorientiert ab. Heute fordert man sie wieder ein.

Auch die Schule selbst, die in eine Art Anosognosie³ verfällt, das heißt sie weiß nicht, was sie anrichtet und verweigert sich der Analyse, produziert ständig Schulverweigerer, von den Verlierern ganz zu schweigen.

Ich hörte Lehrer in einer Klasse sagen, dass zwei Drittel der Schüler unbeschulbar wären. Nun soll sich die Medizin dieses Phänomens annehmen. Selbst die warnen inzwischen, denn die Medikamentenverordnung von Ritalin ist zwischen 1993 und 2007 um 4000 % gestiegen.⁴

Nicht jeder motorisch Unruhige und Widerständige ist psychisch krank und muss behandelt werden. Die Pubertät mit ihren Eigenarten scheint manch ein Pädagoge vergessen zu haben. Oft zetern die, die am schwierigsten waren, am lautesten. Machen Sie das Experiment und fragen nach.

Die Lebenswelt der Mädchen und Jungen aber ist so beladen mit Konflikten, derartig verstellt durch Alltagsschwierigkeiten, dass der Kopf für andere Dinge selten frei ist. Was ein Lehrer sich vorstellt, spielt in ihrem Leben gar keine Rolle. Hingegen berichten Lehrer beglückt, wie sie mit den Jugendlichen über Alltagserfahrungen sprechen, und es gibt Situationen, in denen sich die Bedingungen der Jugendlichen mit dem Unterrichtsstoff treffen, dann sind sie bereit, sich auseinanderzusetzen. Das aber sind Ausnahmesituationen! Die Interessen und die Lebenswelt der Jugendlichen sind nicht Gegenstand des Lehrplans. Schule soll und muss als Zwangsveranstaltung vor sich gehen. Das aber funktioniert zunehmend schlechter.

Schule soll und muss als Zwangsveranstaltung vor sich gehen. ...

... Das aber funktioniert zunehmend schlechter.

Mich interessierten diese Kinder und Jugendlichen, die Schule nicht als den Ort ihrer sozialen Kontakte ansahen, und ich nahm mich ihnen besonders an.

Anschauung klärt, warum die Jungen mit Migrationshintergrund - als auch ohne - ständig auf der Straße herumlungern. Einer beschrieb mir, wie er glaubte, wahnsinnig zu werden. Er sitzt in seinem beengten Zuhause, der Fernseher brüllt, die jungen Geschwister toben umher, die Mutter besorgt den Haushalt, er findet keinen Platz für sich. Er muss raus!

Große Gruppen von Jugendlichen bevölkern an beliebten Treffpunkten die Bürgersteige, rauchen, palavern lautstark, vollziehen ihre Begrüßungsrituale, wenn jemand hinzukommt.

Küsschen links, Küsschen rechts, Handschlag. Tschacker!, Alter!

³ bezeichnet das krankhafte Nichterkennen einer offensichtlichen Krankheit

⁴ Der Tagesspiegel vom 24.9.2010 „Jungen in der Krise“ von Adelheid Müller-Lissner. Sie berichtet vom Potsdamer Kongress der Fachgesellschaften für Kinder- und Jugendmedizin, Sozialpädiatrie und Kinderchirurgie.

Heute werde ich einige markante und typische Fälle schildern und der Leser möge selbst entscheiden, wie man die allfällige Hilflosigkeit einordnen soll. Ich habe gelernt, es gibt keine individuellen Lösungen.

Der Zigeunerjunge

Ramon war ein schüchterner sensibler Junge, der über Charme verfügte und gerne mal einen Witz erzählte. Er kam aus einer Roma-Familie, lebte mit Mutter und Großmutter vaterlos mit mehreren Geschwistern in beengten Verhältnissen. Schon in der 7. Klasse bekundete er mir gegenüber, die Schule sei einfach nichts für ihn, zu laut und zu rau. Ramon war schwul und hatte Angst vor Entdeckung, in der Schule und zu Hause. Je mehr er pubertierte umso schuldistanzierter wurde er. Seine sexuelle Neigung wurde ihm bewusst und blieb nicht nur Ahnung. Da half weder die polizeiliche Zuführung noch das Jugendamt. Zu Hause war es gepflegt, keine Spur von Verwahrlosung. Die Großmutter zeterte: „Bitte keine Polizei, das ruiniert unseren Ruf.“

**Bitte keine Polizei,
das ruiniert unseren Ruf.**

Die kam einmal und brachte den Jungen in die Schule.

Ramon wollte sich niemandem anvertrauen, verdiente sein Geld wohl mit sexuellen Diensten. Sein dringender Berufswunsch war Frisör. Ich traf ihn Jahre später auf der Straße, wo er mich ansprach. Nun bedauerte er seinen fehlenden Schulabschluss, öffnete sich. Er wirkte äußerst gepflegt und hangelte sich von einem Ein-Euro-Job zum nächsten. Ob er von seinem Selbstverdienten einmal leben kann, wissen wir nicht. Frisöre gibt es wie Sand am Meer.

Sexueller Missbrauch und die möglichen Folgen

Nancy fehlte häufig in der Schule, obwohl sie keine schlechte Schülerin war. Sie war Waisin und lebte inzwischen in einer WG. Dort fiel ihr unentschuldigtes Fehlen nicht auf, denn die Betreuer kamen nicht regelmäßig. Nancy putzte gerne, wenn sie keine Lust auf Schule spürte. Sie war bei den Jungen beliebt, war hübsch und ließ sich auch mal angrabbeln. Andere Mädchen wussten sich da

Sie geriet von einer Psychose in die andere ...

besser zu wehren. Das führte zu zahlreichen vertraulichen Gesprächen mit Nancy, die jedes Mal bitter weinte, aber nicht sprechen konnte.

Erst als sie aus der Schule entlassen war, vertraute sie sich mir an, fürchtete früher, stigmatisiert zu werden, wie sie erklärte. Sie war mit ihrer Schwester über ein Jahrzehnt von ihrem Stiefvater zu Hause sexuell missbraucht worden und die Tortur endete erst mit ihrem Auszug. Das war 1978 und die Missbrauchsdebatte hatte noch nicht die Akzeptanz wie heute, wobei immer noch die Aussagen von Opfern angezweifelt werden. Nancy wurde zur Drehtürpatientin in der Psychiatrie, geriet von einer Psychose in die andere. In ihren guten Phasen bekam sie zwei Kinder und war froh über ihren gutmütigen Mann. Eines Tages stürzte sie sich vom Dach ihres Wohnhauses auf das blanke Pflaster. Sie war sofort tot. Nancy hatte behauptet, ihr Mann würde ihre Kinder auch sexuell missbrauchen. Ob das Wahn oder Wirklichkeit war konnte nie geklärt werden.



©Foto: Günter Havlena / www.pixelio.de

Ben im Überlebenskampf

Ben lebte mit seiner Mutter alleine. Er war pffiffig, intelligent und verfügte über eine schnelle Auffassungsgabe. Ben liebte Tiere und hatte zu Hause ein Meerschweinchen. Er fehlte oft unentschuldig und ich entschloss, mit den beiden Vertrauensschülern, ihn zu Hause aufzusuchen. Wir waren alle erschrocken, denn Ben hing zu Hause in der Küche herum, die anderen Zimmer waren alle verschlossen. Seine Kleidung war abgerissen und seine Schuhe kaputt. Essen hatte er nur für sein Meerschwein, er selbst hatte nichts, schob Hunger, ging deshalb öfter in Imbissbuden einbrechen oder klauen. Das erzählte er frank und frei, ohne zu prahlen, seine Art der Überlebensstrategie. Seine Mutter wäre kaum zu Hause, sie hätte einen neuen Liebhaber. Geld hätten beide nicht. Er glaubte, er stände ihr nur im Weg, kam sich überflüssig vor. Wir gingen zusammen Pizza essen. Nun kam er öfter als sonst in die Schule und sogar mit auf Klassenfahrt. Nach dem Hausbesuch mit anschließendem Essen rief mich die Mutter an, aufgeregt und empört: „Is ja schön, dass der Ben jetzt ihr Sohn is oder wat soll det mit dem Essen?“ Ich nahm es mit Humor und verabredete mich mit der Mutter auf ein Bier. Sie war eine resolute stämmige Frau, die im Gespräch dahin schmolz, als ich mich für ihre Probleme interessierte und nicht Vorwürfe in den Vordergrund stellte. Sie war schwer krank und wollte noch leben, war froh, einen Mann gefunden zu haben. Ihre Emotionen hatte sie nie gelernt zu zeigen, gelobt sei, was hart macht. Ben konnten wir nicht retten. Das war zu spät. Er hatte erst schwarz angemalte Streichholzstücke als Drogentrips in der Hasenheide verkauft und war ewig auf der Flucht vor den Angemeierten wie einst Richard Kimble. Dann zog er mit einer Sicherheitsnadel bewusst Erwachsenen-Fahrscheine aus den Automaten der U-Bahn und verkaufte die an Fahrgäste mit dem Bemerkten: „Ich habe aus Versehen eine falsche Karte gezogen, können Sie mir die bitte abkaufen, ich bin doch Schüler.“ Das klappte gut und gab mehr Geld als für Schülertickets. Ben war ein schwächtiger Junge, der über Charme verfügte. Nun wurde er gierig und entschloss sich, mit einem Kumpel das große Geschäft zu machen. Sie brachen in die BVG-

Zentrale⁵ ein und wollten Fahrscheine entwenden, Monatskarten u.ä. Dabei wurden sie sofort erwischt und Ben kam in den Knast. In der U-Haft besuchte ich ihn noch einmal. Dann riss der Kontakt ab. Mitschüler erzählten, er sei drogenabhängig geworden und scheute den Kontakt. Ihm schien das peinlich. Auf dem Drogentrip war er jedoch schon längere Zeit.

Dirks Pech ⁶

»Der ist schon oft von zu Hause abgehauen, den kann man nicht erziehen.« Dirk war schwächling, er sah attraktiv aus mit seinen blonden Locken. Er wirkte misstrauisch, als sei er auf der Flucht.

Seinen Mitschülern blieb er fremd, er interessierte sich auch nicht für sie. Dirk kam dann irgendwann gar nicht mehr in die Schule. Wir sprachen die Mutter an. Sie brüllte, dass sie für Dirk nicht verantwortlich sei. »Er wohnt bei Studenten.« Mehr als das und seine Adresse wussten sie in der Klasse über ihn nicht.

Als ich die Studenten-WG gefunden hatte und dort klingelte, öffnete niemand. Jedoch vernahm ich leise Geräusche, jemand schien auf der anderen Seite der Tür zu lauschen – wohl Dirk, der dort kauerte. Ich sprach auf Verdacht: »Ich will dir helfen«, sagte ich, »du kannst mit mir sprechen.« »Dett wollen Sie, aber tun könn se nüscht!« Dann öffnete er die Tür. Er wunderte sich über meinen Besuch, fragte: »Warum komm'se nicht gleich und bringen die Bullen mit?«

Allmählich wurde er zugänglich und wir sprachen miteinander. Zu Hause sei es nicht auszuhalten, seine Mutter hasse ihn und außer »Mecker« gebe es für ihn keine Ansprache. Es mache ihm nichts aus, bestraft zu werden, aber nie gebe es eine Freude. Einmal habe er ein Spiel mit ihr spielen wollen,

Zu Hause sei es nicht auszuhalten, seine Mutter hasse ihn ...

da habe sie ihn nur verächtlich angesehen. Ich bat ihn, es noch einmal mit Schule zu versuchen. Tatsächlich kam er dann auch einige Zeit regelmä-


Big. Dann bereiteten wir gemeinsam ein Gespräch mit seiner Mutter vor. Das endete im Desaster, die Mutter schrie, Dirk weinte vor sich hin, verließ das Zimmer, dann schlug die Wohnungstür hinter ihm zu. Als ich mit der Mutter allein war, bricht ihre Verzweiflung aus ihr heraus: Dirks Vater demütigte sie, schlug und missbrauchte sie. »Nu seh'n se sich den Jungen an, er sieht aus wie der Alte, redet wie der Alte, is' sich wie der Alte. Wie soll ick'n lieb ham?« Mit dem Jugendamt wurde vereinbart, Dirk nach St. Peter Ording in ein Heim zu geben. Ich hörte dann nichts mehr von ihm.

Die Wunden der Arbeitslosigkeit

Sebastian kam aus einer großen Familie, sie waren sechs Kinder. Solange der Vater noch Arbeit als Maler hatte, verlief das Leben noch in geregelten Bahnen. Zwar waren die Eltern am Wochenende oft betrunken, aber der Vater musste ja während der Woche früh aus dem Haus, und er liebte seinen Job. Als er seine Arbeit verlor, zerschlugen sich die familiären Bande immer mehr. Es gab kei-

⁵ Berliner Verkehrsgesellschaft, die den öffentlichen Nahverkehr betreibt.

⁶ Auszug aus meinem Buch „Kopfschüsse“ a.a.O.

ne gemeinsamen Mahlzeiten mehr, keine gemeinsamen Aktivitäten wie Kinobesuche oder Ausflüge. Die Arbeitslosigkeit wirkte nachhaltig und zerstörerisch auf die Familie. Streit und Aggressionen waren an der Tagesordnung. Diese Berichte wiederholen sich im Übrigen stereotyp in den Familien, wenn man sich dafür interessiert. Die Kinder flohen in Ersatzfamilien auf der Straße. Benjamin war dazu noch oft das Opfer von Diebstählen, dem Abziehen in der U-Bahn, und er schwor sich, nie wieder Opfer sein zu wollen. So wurde er mit seinen Kumpels zum Täter. Sie klauten z.B. Schnaps in Supermärkten und verkauften den in Imbissbuden. Das war ein florierendes Geschäft und die Erwachsenen spielten fleißig mit. Sebastians Mutter war inzwischen vom Alkohol gezeichnet, die Mutter war ihm peinlich. Sie kam aber zu allen verabredeten Gesprächen in die Schule. Die Schulstanz änderte sich kaum, und die Mutter beteuerte: „Ick bin schon froh, wenn der Junge zu Hause bleibt und mit mir fernsieht, denn kommt wenigstens keene Polizei, weil er wieder Scheiße jebaut hat.“ Benjamin besuchte später einen berufsvorbereitenden Lehrgang. Was aus ihm geworden ist, wissen wir nicht. 

Ende des 1. Teiles

Über die Autorin

*Brigitte Pick (*1946) studierte in Berlin Geschichte. Von 1969 bis 2005 war sie ohne Unterbrechung im Berliner Schuldienst tätig. 1970 wechselte sie an die Rütli-Schule in Berlin-Neukölln und übernahm deren Leitung 1983. Seit 2005 ist sie im Ruhestand.*

Veröffentlichungen:

Pick, B. (2007): Kopfschüsse. Wer PISA nicht versteht, muss mit RÜTLI rechnen. Hamburg: VSA-Verlag

Kontakt:

brigittepick@t-online.de

AUSWEGE – Perspektiven für den Erziehungsalltag

Online-Magazin für Bildung, Beratung, Erziehung und Unterricht

www.magazin-auswege.de

auswege@gmail.com